

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Karl Strackerjan**

**Wirminghaus, Else  
Strackerjan, Karl**

**Oldenburg i. Gr., 1905**

3. Auf der Universität.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4514**

### 3. Auf der Universität.

Es ist für die Eltern immer ein schwerer Augenblick, wenn sie ihr Kind, das bisher unter ihrem unmittelbaren Einfluß gestanden, in die Welt hinausziehen lassen müssen, in einem Alter, wo der Mensch allen Einflüssen im Guten wie im Bösen am meisten zugänglich ist. Was ihm im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren durch die umgebenden Einflüsse für das Leben mitgegeben wird, das erkennt er oft erst in späteren Jahren. Halb unbewußt wirkt manches auf ihn ein, was seinem Leben vielleicht die entscheidende Richtung geben soll. So wurde für Strackerjan die Studentenzeit, die Zugehörigkeit zur Burschenschaft vor allem der mächtigste Einfluß in seiner Entwicklung. Selbst am Ende seines Lebens, als er auf eine lange Vergangenheit zurückblicken konnte, fühlte er sich noch eins mit ihren Bestrebungen, und die Erinnerung an jene Zeit war noch mit jugendlicher Frische in ihm lebendig.

Fena ist bekanntlich die Wiege der Burschenschaft, deren Gründung in erster Linie aus dem Bestreben hervorgegangen war, der Zersplitterung des vaterländischen Gedankens durch die Landmannschaften und der Verrohung der studentischen Sitten entgegen zu wirken. Auch in den folgenden Jahrzehnten blieb das Verbindungsleben in Fena besonders stark entwickelt, war aber steten Veränderungen unterworfen, die abwechselnd zur Trennung und Vereinigung der beiden Hauptrichtungen unter den Burschenschaften, der Arminen und der Germanen, führte. Ende der 30er Jahre bildeten die Reste der Arminen die nach ihrem Versammlungsort benannte Burgkellergesellschaft, deren Hauptbestrebungen dahin gingen, ihre Mitglieder für das öffentliche Leben geistig und körperlich tüchtig zu machen. Die geistige Erziehung richtete sich in erster Linie auf die Erziehung zur Sittlichkeit und beförderte das Erwerben politischer Kenntnisse, die im Zusammenhang mit dem Brotstudium meistens nicht zu erlangen sind. Die körperliche Ausbildung sollte durch Fechten und Turnen gewonnen werden, worin man den Grundsätzen des alten Fahn Folge leistete. Im Gegensatz zu den Arminen, welche sich politisch für das Leben vorbereiten wollten, um etwaige Reformen erst später, auf gesetzmäßigem Wege

einzuführen, waren die Germanen damals viel revolutionärer und sprachen dem Studenten schon das Recht zu, an der Politik tätig mitzuwirken. Diese Grundsätze brachten die Burschenschaften überhaupt in einen schlechten Ruf, und wenn die Arminen auch bei den Professoren in Jena zeitweise wohl gelitten waren, so mögen doch die Verfolgungen, denen die Burschenschaften so häufig ausgesetzt waren, alle Verbindungen getroffen haben. Die damals neben den Burschenschaften bestehenden Landsmannschaften, wie Franken, Sachsen, Thüringer, hatten sich nicht gleich hohe Ziele gesteckt wie die ersteren; auch herrschte bei den Burschenschaften ein regeres wissenschaftliches Leben, sodaß die bedeutenderen Köpfe unter den Studenten sich im allgemeinen diesen zuwandten.

Am 14. Oktober 1837 begab Karl sich auf die Reise nach Jena und langte am folgenden Tage in Hannover an, wo er zum erstenmal eine Oper, die „Nachtwandlerin“ von Bellini, hörte. Die Musik entzückte ihn, doch die Sänger befriedigten ihn nicht. Gelegentlich späterer Konzert- und Opernaufführungen in Weimar und Berlin erwähnte Strackerjan gleichfalls, daß schlecht gesungen worden sei, wie überhaupt die Klage über den Verfall der Gesangskunst in unserer Zeit, der man heute so oft begegnet, vielleicht doch nicht ganz zu rechtfertigen sein dürfte. Vielmehr könnte man sie darauf zurückführen, daß unsere Ansprüche sich immer mehr gesteigert haben und daß hier, wie auf allen Gebieten, das Streben nach gründlicherer Durchbildung zu erkennen ist.

Nach dreitägiger Reise kam Strackerjan in Halle an, wo er sich einige Tage bei seinen Freunden aufhielt. Die Gegend erschien ihm aber dort viel öder als in den schöneren Teilen seiner Heimat, sodaß er gern nach Jena weiterzog. Hier trat er sogleich in einen Kreis von neun Oldenburgern ein. So sehr er sich freute, Heimatgenossen zu finden, so war es ihm doch lieb, daß der ausschließliche Verkehr mit Landsleuten in Jena nicht üblich war; Einseitigkeit, besonders in geselliger Beziehung, behagte ihm schon damals nicht, und auch später suchte er sie immer zu vermeiden. Es war nicht schwer, sich in der alten Universitätsstadt einzuleben, die noch heute in ihren älteren Teilen den früheren anheimelnden Charakter bewahrt hat, und wo man auf Schritt und Tritt an die alles be-

herrschende alma mater erinnert wird. Strackerjan wohnte bei einem Seiler in der Johannisstraße, der Hauptstraße von Jena.

Unter den Jenaer Professoren ragte schon damals der später so berühmt gewordene Kirchenhistoriker Karl Hase hervor, der durch seine freie Richtung auch auf Strackerjan den weitgehendsten Einfluß ausüben sollte. Verband er doch in seinen Vorlesungen echte Begeisterung mit kühnster Freimütigkeit, und war dabei als Mensch von herzugewinnender Freundlichkeit. Neben dem zweistündigen Kolleg von Hase hörte Strackerjan in den ersten Semestern bei Crusius Römerbriefe und bei Sticfel Genesis, beides gleichfalls in zwei Stunden, die viel Vorbereitung und Wiederholung erforderten. Nebenbei betrieb er für sich das Studium der Philologie. Im letzten Semester kam dann noch die Geschichte der Philosophie bei Reinhold hinzu, dem Sohne des früheren Jesuiten, späteren Kantianers Karl Leonhard Reinhold, sowie eine weitere Vorlesung über Philosophie.

Die Beziehungen zwischen Professoren und Studenten, die z. B. auf der Universität Halle sehr lebhaft waren, und dies heute noch sind, trugen in Jena nicht den gleichen herzlichen Charakter. Die Professoren pflegten ihre Studenten zu den bekannten Rosenbällen einzuladen, aber letztere waren von einem steifen Ton beherrscht, der eine engere Annäherung nicht begünstigte. Strackerjan wurde es als Neuling doppelt schwer, sich in dem fremden Kreise zurecht zu finden. Tänzerinnen waren schwer zu haben, denn die Damen waren so in der Minderzahl, daß die Studenten diese schon morgens auffordern mußten, um nicht ganz leer auszugehen. Wenn zu Tisch gegangen wurde, zog jeder Professor mit einem Schwanz von Studenten hinter sich einher, die er für jenen Abend eingeladen hatte. Im Gegensatz zu den sonstigen Rosenbällen war die Stimmung bei einer solchen Veranstaltung im November 1837 außerordentlich belebt. Kurz vorher war die Adresse der sieben Göttinger Professoren bekannt geworden, die bei Tisch zu den lebhaftesten Erörterungen Anlaß gab. Der gegen den König Ernst August von Hannover und gegen seine Aufhebung der Verfassung gerichtete Protest mußte naturgemäß an den Universitäten ungeheures Aufsehen erregen. Fast in gleichem Maße übrigens beschäftigte die Gemüter zu jener Zeit der Kölner Kirchenstreit, und Strackerjans

Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans:



Berichte über die herrschende Stimmung fanden bei seinem Vater lebhaften Widerhall.

Sehr bald schon hatte Strackerjan an der Jenaer Geselligkeit alle Lust verloren, sein Verkehr beschränkte sich immer mehr auf die studentischen Kreise, denn das ewige „Schniepeln,“ d. h. das Tragen des sogenannten „Schniepels,“ des Fracks, war ihm gründlich zuwider. Er schrieb seinem Vater, daß die Gesellschaften gar nichts Anziehendes bieten könnten; die Professoren kümmerten sich wenig um die Geselligkeit und überließen die Herrschaft ganz und gar den Damen. Weil diese nun überall in der Minderzahl und stets sehr gesucht seien, wären sie sehr verwöhnt und dadurch präventiös geworden. Zudem spielten die modesisüchtigen Streber unter den Studenten, die sogenannten Schniepelers, in der Jenaer Geselligkeit eine gewisse Rolle, was bei den Burschenschaftlern noch die Ungebundenheit und Zwanglosigkeit verstärken mochte, die sie auch äußerlich zur Schau trugen. Nicht selten konnte man sie in Schlafrock und Pantoffeln und mit der langen Pfeife bewaffnet auf dem Marktplatz einherwandeln sehen.

Eine rühmliche Ausnahme in der übrigen Jenaer Geselligkeit bildete das gastliche Haus Karl Hases, wo Strackerjan wiederholt zum Tee geladen wurde. Übrigens wurde den Gästen in dem zugleich feinen und reichen Hause mehr Substantielles geboten, als etwa auf den bekannten Berliner ästhetischen Tees zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Nachdem der Abend mit einer Polonaise eröffnet worden, gab man Tee und Gebäck, und nach einigen Tänzen gingen die Gäste in bunter Reihe zu Tisch, wo ihnen Butterbrot und mancherlei Delikatessen vorgesetzt wurden. In der großen Gesellschaft, welche „alle Honoratioren von Jena mit ihren Damen, viel gelehrte und vornehme Herren vereinigte,“ bewegte Strackerjan sich anfangs mit einiger Scheu, denn der Glanz und die Pracht des vornehmen Hauses bedrückten ihn. Der Gastgeber verstand es jedoch, seinen jungen Gästen auf freundliche Weise zuzureden, sodaß die Verlegenheit bald schwinden mußte. Es herrschte überhaupt ein Ton heiterer Lebensfreude, und die Gesellschaft verband Gemütlichkeit mit wahrer Vornehmheit, was man im allgemeinen so selten vereinigt findet.

Unter den Empfehlungen, die Strackerjan nach Sena mitgegeben, war auch eine solche an die Frau Majorin von Knebel, welche ihn zu „einem frugalen Butterbrot“ einlud. Als Witwe des durch seine Freundschaft mit Goethe bekannten Karl Ludwig von Knebel und eine geborene Rudorff, Kammerfängerin der Herzogin Amalie, lebte sie nur noch in der Vergangenheit und in der Blütezeit der Literatur, deren Haupthebel in ihren Augen ihr verstorbener Gatte gewesen war. Auch durch ihre Tracht wirkte sie wie ein verblichener Überrest aus jener Zeit, indem sie einen Turban nach Art der Madame Staël trug.

Schon kurz nach seiner Ankunft war Strackerjan in Sena Besucher des Burgkellers geworden, wo er gleichgesinnte Freunde und Genossen fand. Unter diesen sind besonders der Geschichtsschreiber Ludwig Häußer<sup>1)</sup>, der Dichter und Schriftsteller Friedrich Hofmann<sup>2)</sup> und der bekannte Nationalökonom Lorenz von Stein<sup>3)</sup> zu nennen. Alle drei waren in späteren Jahren berufen, teils durch ideale Bestrebungen den Sinn des Volkes auf ein allgemeines Ziel hinzuwenden, teils durch direkte Anteilnahme an der Politik die politischen Umwälzungen in Deutschland mit vorzubereiten. Der Senaer Freundeskreis zeichnete sich durch eine ungemeine geistige und körperliche Frische aus, eine Folge jener Bestrebungen, welche die Burgkellergesellschaft sich zu eigen gemacht. Sie wollte ihre Mitglieder durch gleiche Berücksichtigung der geistigen und körperlichen

<sup>1)</sup> Ludwig Häußer wirkte lange Jahre als Professor der Geschichte in Heidelberg und hat sich als solcher einen bedeutenden Namen gemacht. In der politischen Bewegung, die im Großherzogtum Baden bekanntlich besonders heftige Kämpfe mit sich brachte, hat er sich zeitweise aufs lebhafteste beteiligt; die völlige Einigung Deutschlands hat er nicht mehr erlebt, er starb 1867.

<sup>2)</sup> Friedrich Hofmann lebte als Schriftsteller und Mitarbeiter der Gartenlaube zuletzt in Leipzig. Er unternahm eine Sammlung von Beiträgen lebender deutscher Dichter zu einer Art Musenalmanach. H. hat sich auf dem Gebiet der öffentlichen Mildthätigkeit verdient gemacht: aus dem Erlös des Musenalmanachs veranstaltete er Bescherungen, die den Anstoß gaben zu den jetzt überall üblichen öffentlichen Weihnachtsbescherungen. H. starb im Jahre 1888.

<sup>3)</sup> Lorenz von Stein, berühmter Nationalökonom. Als Privatdozent in Kiel wurde er 1852 aus dem Staatsdienst entlassen, weil er mit 8 Professoren das Recht der Herzogtümer gegen die dänische Regierung verfocht. 1855 wurde er als Professor nach Wien berufen, wo er im Jahre 1890 starb.

Erziehung zu harmonischen Menschen heranbilden und so mußten die Ideen des alten Jahn bei ihnen den günstigsten Boden finden, während die ganze Bedeutung des „frisch, fromm, fröhlich, frei“ Ende der dreißiger Jahre noch keineswegs überall anerkannt war. Christian Friedrich Str. war der Meinung, das Reiten und Fechten habe denselben Wert wie das Turnen im Sinne Jahns, worauf der Sohn ihm erwiderte, daß nur das Turnen alle Muskeln des Körpers gleichmäßig ausbilde und deshalb unerseßlich sei. Nichts war Strackerjan und seinem Kreise ferner als Blasiertheit nach irgend einer Richtung hin; die jungen Leute ergriffen jede Gelegenheit, um ihren Witz und Humor zu üben. An seinem Geburtstage z. B. wurde Strackerjan schon vor Tag und Tage durch eine Naturmusik geweckt, und nachher überschütteten ihn die Freunde mit Kränzen, Kuchen, Spielzeug und Gedichten. Strackerjan gehörte damals einer Gesellschaft „Unsinnia“ an, die in Jena ziemlich bedeutenden Einfluß besaß und die, anscheinend einem Zuge der Zeit folgend, scherzhafte Disputationen veranstaltete und beißende Gedichte nach dem Vorbilde der Xenien verfaßte. Sie war wegen Veranstaltung eines Zuges, in dem man Anzügliches finden wollte, vom Universitätsamt beanstandet worden.

Wie die kleine Universität Gelegenheit zu den mannigfachsten gemeinsamen Unternehmungen bietet, weil sich alles untereinander kennt, so gestaltete sich auch Strackerjans Leben in Jena sehr abwechslungsreich. Da gab es Geburtstagsfeiern, Doctorschmause, Kommerse und Fackelzüge, die mit besonderer Feierlichkeit und Pomp ausgeführt wurden, und immer spielte das Kommerzbuch eine große Rolle. Unter den Studentenliedern, die damals im Schwange waren, befand sich auch ein von Karls Vater Christian Friedrich Str. im Jahre 1801 gedichtetes Lied „Der Bruderbund“, „Setzt Euch, Brüder, in die Runde“, das noch heute im Lahrer Kommerzbuch zu finden ist. Alle Eindrücke des studentischen Lebens wirkten mit großer Lebhaftigkeit auf Strackerjan und seine Zeitgenossen, und seine Zeremonien waren für sie nichts äußerliches, sondern der Ausdruck ihrer eigenen Empfindungen und Bestrebungen.

Auch das Weihnachtsfest gab Anlaß zum fröhlichen Feiern, schon um das drohende Heimweh zu bekämpfen. So wenig das

Fest bei dem bescheidenen Zuschnitt des Strackerjanschen Hauses in bezug auf die Geschenke bieten konnte — die Handarbeiten der Schwestern bildeten dort vielmehr fast die einzigen Gaben — so war es doch immer der Höhepunkt des Jahres gewesen. Kein Wunder, daß es Karl am Weihnachtstage recht wehmütig ums Herz wurde, als ihn in früher Morgenstunde der Choral vom Turm aufweckte. Am Weihnachtsabend hatten die Freunde musikalische Aufführungen veranstaltet; ein Ungar dirigierte ein Orchester, in dem Strackerjan die Trommel spielte, und schon bei den Proben hatte man sich in harmloser Fröhlichkeit aufs Höchste ergötzt. In diesem musikalischen Kreise lernte Strackerjan zahlreiche Volkslieder kennen, hier erfreute er sich an dem Feuer, mit dem die Ungarn ihre Weisen singen, an dem Gefühl, das der Rheinländer hineinzulegen pflegt, während der Norddeutsche so selten lebhaftere Empfindungen zeigt.

Mit Hilfe seiner Studiengenossen sammelte Strackerjan zu jener Zeit viele Volkslieder der verschiedensten Länder, die er seinen Geschwistern zukommen ließ. Seine älteren Brüder mit ihren zwar ungeschulten aber frischen Stimmen fanden in ihrem Kreise durch den Vortrag dieser Lieder, die zum Teil noch unbekannt waren, vielen Beifall. Neben dem Volkslied hatte man aber im Strackerjanschen Hause die ernste Richtung, Kirchenmusik und Oratorium, immer eifrigst gepflegt. Unter den Geschwistern zeigte besonders August, der spätere Oberstleutnant Strackerjan, tiefer gehendes musikalisches Interesse; als Freund des Schumannschen Kreises,<sup>1)</sup> dem bekanntlich auch Albert Dietrich, der spätere oldenburgische Kapellmeister, angehörte, war er mit tiefem Verständnis in die zarte und gemütvolle Musik Robert Schumanns eingedrungen. Als Sängerin betätigte sich später Karls Schwester Pauline<sup>2)</sup> im Oldenburger Singverein.

Bei derartigen Einflüssen des elterlichen Hauses mußten auch Karls musikalische Interessen eine bestimmte Richtung nehmen. In Jena war er Mitglied eines Quartettvereins von etwa zehn Mitgliedern geworden, der jedenfalls den gleichen musikalischen Grund-

---

<sup>1)</sup> Vergl. Basilewsk, Robert Schumann, Bonn 1880 S. 434.

<sup>2)</sup> Verheiratet an den Medizinalrat Dr. Hotes.

fähen folgte, an denen Strackerjan während seines ganzen Lebens festgehalten hat. Bei aller Würdigung der Musik als Kunst und bei einem vorgeschrittenen Verständnis für diese bewahrte er sich doch die Vorliebe für das Volkstümliche und Natürliche in der Musik, dessen Bedeutung in neuerer Zeit ja wieder viel mehr zur Geltung gekommen ist, namentlich bei dem großen Niederdeutschen Johannes Brahms, der in seinen Kompositionen so häufig auf die Volksweise zurückgegriffen hat. Strackerjans ausgeprägtes Gefühl für das Natürliche und Wahre in der Musik ließ ihn alles Äußerliche und Gefünstelte doppelt unangenehm empfinden und so wirkte z. B. ein bloß virtuosenhaftes Klavierspiel, das wirkliche musikalische Empfindung vermissen ließ, auf ihn im höchsten Grade abstoßend.

Bei den mannigfachen Interessen des Jenaer Freundeskreises, der außerdem durch seine Gastfreundschaft bekannt war, fehlte es nicht an häufigen auswärtigen Besuchern. Unter diesen war auch Karls Freund, der Leutnant, spätere Oberst Rüder, der sich in Jena äußerst wohl fühlte, „weil dort alle Herzen offen stehen.“ Auf den andern Universitäten, wie z. B. Leipzig, war keineswegs eine gleiche Herzlichkeit des Tons zu finden. Dem Jenaer Studenten boten sich nun leichter als manchem anderen die Freuden des Studentenlebens und leichter konnte man hier zu ihrem Übermaß kommen. Namentlich in den Augen der Halle'schen Studenten, deren Auffassung durch das Vorherrschen der theologischen Fakultät stark beeinflusst war, mußte dies für Jena zutreffen. Strackerjans Freund Langreuter, der in Halle studierte, zeigte sich ihm gegenüber sehr unzufrieden, daß er am Biertisch neue Freundschaften schließe und seine oldenburger Freunde vernachlässige; in Halle mache man sich nur lustig über die Burgkellerei und über die hochtrabenden Reden, die dort gehalten würden, und mit der Theologie sei es in Jena kläglich bestellt. Ganz ungerechtfertigt waren diese Vorwürfe jedenfalls nicht, denn Karl geriet nach dem Fortgang seines Freundes Ludwig Häußer im Verbindungswesen in eine führende Rolle hinein, die ihn mehr in Anspruch nahm, als seinem Studium gut war. Sein Bruder Gustav riet ihm daher, nicht immer auf einer Universität zu bleiben, „man wächst dann ganz in ihren Schlendrian hinein, und kehrt ohne den Grad von Selbständigkeit zurück, die

man durch den Wechsel und das Leben in den verschiedenen geistigen Atmosphären erlangt. Denn diese gestaltet sich nach der Individualität der verschiedenen Lehrer überall anders.“

Strackerjan vertauschte denn auch während seines letzten Studienjahres Jena mit der Universität Berlin, die dem Vater nach der kleinen Universität mit den ihr eigentümlichen Schattenseiten als die geeignetste erschien.

Mit Ludwig Häußer blieb Strackerjan übrigens in dauernder Verbindung; jener entbehrte nach seinem Abgange von Jena den dortigen Freundeskreis und vor allem den Umgang Strackerjans aufs lebhafteste und empfahl seine nach Jena hinzukommenden studentischen Freunde dem Einfluß des letzteren, „daß sie durch ihn gebildet, und im Kreise der Jenaer Freunde zu Männern würden.“ Die Beziehungen unter den Studenten wurden aber auch in weiterem Umfange eifrigst gepflegt; von Heidelberg berichteten die alten Jenaer, daß sie dort ein Neu-Jena und einen Burgkeller erstehen lassen wollten. Gerade dieser lebhafteste Verkehr zwischen den verschiedenen Universitäten wurde aber von den Regierungen mit großem Mißtrauen beobachtet, und man verfolgte die Burschenschaften aufs schärfste wegen ihrer vermeintlichen demagogischen Umtriebe. Es war durchaus nichts Seltenes, wie Strackerjan selber berichtete, daß Studentenbriefe auf der Post erbrochen wurden, besonders solche, die nach Jena und Kiel gerichtet waren, und der Student mußte sich hüten, seine freie Meinung den Briefen anzuvertrauen.

Auf Reisen hatten die von und nach den Universitäten gehenden Studenten bei den Paßvisitationen häufig besondere Schwierigkeiten zu bestehen. Im Mai 1839 unternahm Strackerjan mit seinem Freunde Domrich eine Fußwanderung durch Thüringen, die zunächst nach Erfurt führte. Hier hatten die beiden Reisenden bei der Eintragung ins Fremdenbuch in der Rubrik über den Paß versehenlich eine Lücke gelassen und die Folge war eine Ladung vor verschiedene Beamte, sogar bis vor den Polizeidirektor. Zu ihrer Legitimation frug man sie u. a. nach Jenaer Professoren und es entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Kennen Sie den Privatdozenten M. N.? — Jawohl. — Ist er verheiratet? — Seit

Michaelis. — Kennen Sie die Frau? — Nein! — Wie heißt sie denn? — Ja, soviel weiß ich nicht, nur weiß ich, daß sie nicht mehr jung sein soll! — Wa—a—as? Nicht mehr jung? Was nennen Sie denn jung? — Oh, so etwa 15 bis 20 Jahre“ — erwiderte Karls Freund Domrich, der merkte, daß sie vielleicht einen Bock geschossen hatten. So endete dies Reiseerlebnis noch glimpflich und man entließ die schlagfertigen Jünglinge unter Scherzen und Lachen.

Wenn die Studenten auf kleinen Universitäten heute noch eine große Rolle spielen, so war dies früher jedenfalls weit mehr der Fall, als die Universität in noch höherem Maße Alleinherrscherin und alleinige Verbreiterin einer tieferen Bildung war. Auch hatte das Publikum sich daran gewöhnt, von dem Studenten der 30er und 40er Jahre eine direktere Anteilnahme an politischen Fragen zu erwarten, wodurch seiner Person natürlich größere Bedeutung beigelegt werden mußte, als dem heutigen Studenten. Diese bedeutendere Machtstellung hatte auch größere Freiheit im Gefolge, und ungehindert durch die Polizei konnte die Studentenschaft ihrer Meinung in der Öffentlichkeit Ausdruck geben. Dem Prorektor gegenüber waren sie durchaus nicht immer fügsam, wenn er sie zu etwas veranlassen wollte, was nicht ihren Beifall fand. Als das Jubiläum eines wenig beliebten Professors durch einen akademischen Festakt und Fackelzug gefeiert werden sollte, beteiligten sich von ungefähr 400 bis 500 Studenten nur die Hälfte. Der Prorektor war ein tüchtiger Jurist, aber nach der Meinung der jungen Leute eine „Trinität von Konvenienz, Bückling und Langeweile“, was gerade einen großen Teil von ihnen zurückhalten mußte. Unter diesen befand sich auch Strackerjan. Die Festrede in der Aula zu Ehren des Jubilars war übrigens trotz allen scheinbaren Lobes mit allerhand Anzüglichkeiten verbrämt, sodaß ungenierte Professoren und Studenten beständig gelacht hatten.

Es läßt sich wohl erkennen, daß die damalige Studentenschaft sich ihrer Machtstellung vollkommen bewußt war; in ihrem Übermut machte sie sich gelegentlich ein besonderes Vergnügen daraus, die öffentliche Meinung recht gründlich hinter's Licht zu führen. So geschah es eines Tages, als sich ein ganz absonder-

licher Zug durch die Straßen von Jena bewegte. Zuerst kamen zwei Reiter in langen Gehröcken und großen Hüten, dann ein mit drei Schimmeln bespannter Frachtwagen, auf dem ein Großvaterstuhl stand mit einem Studenten drin, und zu beiden Seiten des Wagens je ein Reiter in schwarzem Frack, der ganze Aufzug so schwarz, als sollte es zu Grabe gehen. Es folgten zu Fuß die beiden kleinsten Studenten Jenas, mit fürchterlichen Bärten, fein geschniepelt und in der Hand einen Stock mit ungeheurer Troddel. Sie führten einen Esel, der einen Reiter im Schlafrock mit einer Bischofsmütze ähnlichen Nachtmütze und Regenschirm trug. Hinter dem Esel kam hoch zu Ross Strackerjan, mit riesiger, moderner Halsbinde, deren Zipfel über die Schulter wegsahen, mit „Longoardenstock,“ fein geschniepelt und in stolzer Haltung, den Kopf in den Nacken werfend. Er und sein Nebenmann in gleicher Kleidung freuten sich, daß ein Esel vor ihnen ging, der die Schnelligkeit des Zuges milderte, sodaß sie recht stolz wie echte Reiter dastehen konnten. Es folgte eine vierspännige Droschke; ihr Kutscher saß in langem Schappelze zu Pferde, auf dem Bock ein Student mit Dreimaster, dessen Kleidung ein Gemisch von Allermodernstem und einem Bräutigamsstaat aus Urgroßvaters Zeit darstellte; in der Droschke einer in gewöhnlicher Kleidung und hinten auf zwei mit langen Haaren nach Art der Altdutschen, in Hut, Binde und Vatermörder, Schniepel und leinenen Turnhosen. Hierauf kam zweispännig ein Bauernfrachtschlitten mit Stroh bepackt, worauf sich ein Geschniepelter lang ausgestreckt hatte, und als Schluß vierspännig ein Omnibus mit Postillon, worin einer in gewöhnlicher studentischer Tracht, mit Schlafrock, Cerevismütze und Pfeife; hinten auf standen wieder zwei mit Hüten, ungemein aufgeputzt. In feierlichem Aufzuge ging es so nach dem benachbarten hierbekannten Dorfe Ziegenhain, wo der Abgang einiger Studenten gefeiert wurde.

Die Philister zerbrachen sich den Kopf, um den sonderbaren Zug zu deuten, und einige bezogen ihn auf die Kölner Angelegenheit, weil gerade Gregoriitag war. Durch geheimnisvolle Bemerkungen suchten die Studenten die Neugierde des Publikums noch mehr zu reizen und ließen nach einem tieferen Sinn suchen, wo nichts weiter dahinter steckte, als eine allgemeine Ironie auf

die „Schniepeler.“ Diese Bedeutung hatten aber die Professoren als gute Jenaer schon erkannt und sie hatten sich herzlich darüber gefreut; nur der Prorektor sollte etwas gezwungen gelacht haben.

Bei dem regen Interesse der Studentenschaft an allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, war es unter ihnen Brauch geworden, in der Neujahrnacht zum Marktplatz zu ziehen, wo sie ihre Stimmung und ihre Meinungen durch Absingen von Liedern und durch Vivats zum Ausdruck brachten. Besonders feierte man die Göttinger Sieben; dagegen spielte Ernst August von Hannover, von dem verschiedene Anekdoten im Schwange waren, unter der Studentenschaft eine recht wenig schmeichelhafte Rolle.

Das studentische Leben, das im Verbindungswesen seinen deutlichsten Ausdruck findet, ist nun zu keiner Zeit frei von Übertreibungen und Auswüchsen gewesen, mochten die darin herrschenden Ideen auch noch so vorzügliche sein. So gab es in Jena, als äußersten Gegensatz zu den Schniepelern Studenten, welche nur das rein äußerliche des Studentenlebens begriffen hatten und dies ohne jeden Zusammenhang mit dem Wesentlichen in übertriebener Weise mitmachten. Sie waren gewöhnlich rechte Renommisten, tranken unmäßig, weil sie die Studenten oft nicht nüchtern gesehen und lagen stets auf der Mensur. Jedenfalls waren es in erster Linie diese wenig erfreulichen Elemente unter der Studentenschaft, welche das damals übliche gefährliche Duell auf Stoßdegen in schlimmster Weise mißbrauchten, sodaß überall das Verlangen nach einer durchgreifenden Reform auf diesem Gebiete laut wurde. Nicht nur in Jena, sondern auch auf anderen Universitäten, wie Berlin, Würzburg, Halle fanden damals kurz hinter einander schwere Duelle statt, zum Teil mit tödlichem Ausgang, die allgemeines Aufsehen erregten. Einen dieser Duellanten besuchte Strackerjan gelegentlich eines Ausflugs nach der Wartburg, wo derselbe Festungshaft zu verbüßen hatte; Strackerjan mißbilligte es aufs Höchste, daß man ihm als einer interessanten Persönlichkeit sehr den Hof machte und daß dies besonders seitens der Damen geschah. Dem Unwesen derartiger Duelle suchte man auf allen Universitäten mit teils verschärften Mitteln, teils mit Reformen des Duells entgegen zu treten. In

Bayern z. B. wollte man das Duell ganz und gar auszrotten, indem man die höchste Strafe darauf setzte; in Jena wurden vom Senat alle Duelle, denen kein Ehrengericht vorhergegangen war, mit dem Konfiliium bestraft und man suchte statt des Stoßdegens den Hiebkomment mit sogenannten Schlägern allgemein einzuführen. Durch die letztere Verordnung wurde den Theologen der studentische Umgang mit den Angehörigen anderer Fakultäten gänzlich abgeschnitten, weil man die sichtbaren Spuren der Schlägermensuren vielfach als mit ihrem Beruf nicht vereinbar ansah; dies erschien Strackerjan als ein großes Übel, denn nach seiner Meinung müßten solche Studenten später leicht einseitige und verbauernde Pfarrer werden.

Über alle Geschehnisse des studentischen Lebens berichtete Strackerjan an das Elternhaus, wenn auch die Briefbeförderung oftmals schwierig und ganz unregelmäßig war. Ab- und zugehende Studenten, reisende Handwerksburschen u. s. w. wurden häufig mit der Vermittlung dieser Post beauftragt, um das Porto zu sparen, das für einen Brief  $7\frac{1}{2}$  Silbergroschen betrug. Karl mußte mit sehr geringen Mitteln haushalten, denn die an sich schon bedrängten Verhältnisse des Elternhauses hatten sich durch die damaligen Zeitläufte, namentlich durch die herrschende Teuerung, noch arg verschlechtert. Eine große Unbequemlichkeit erwuchs den Jenaer Studenten aus den dortigen Münzverhältnissen. Langte zu jener Zeit Geld mit der Post an, so wurde dies durch einen Aushang am Postgebäude bekannt gegeben, da der Adressat das Geld persönlich in Empfang nehmen mußte. Für den Studenten wurde diese Gepflogenheit sehr unzutraglich, denn entweder legte sofort der Gläubiger Beschlagnahme auf das Geld, oder es meldeten sich Leute, die den Empfänger zum Gläubiger machen wollten, und im letzteren Falle war es dann ebenso schwer, dies abzuschlagen, als das verliehene Geld wieder zu bekommen. Karl bat deshalb den Vater, statt des baren Geldes einen Wechsel zu schicken oder Papiergeld.

Trotz seiner beschränkten Mittel benutzte Strackerjan die Universitätszeit zu zahlreichen Ausflügen in die nähere und weitere Umgegend von Jena und fleißig sah er sich in fremden Verhältnissen um. Hiermit war besonders der Vater sehr zufrieden, der

dies seiner Zeit nicht getan hatte und der dadurch des Universitätslebens so überdrüssig geworden war, daß er ihm schon nach 2 $\frac{1}{2}$  Jahren den Rücken gewendet hatte. Häufig gingen die Studenten nach Weimar. Hier pflegten sie, zu größerer Zahl vereinigt, sich gelegentlich als eine Macht zu zeigen, die sich Beachtung seitens der Weimaraner erzwang, indem sie gegenüber dem konventionellen Ton des dortigen Hofes mit doppelter Zwanglosigkeit auftraten. Die kleine Residenzstadt machte auf Strackerjan einen zwar nicht unfreundlichen, aber doch etwas toten Eindruck. Auf der Straße wurde der Fremde eigentümlich berührt durch die Straßenreiniger, offenbar Sträflinge, sie trugen der Länge nach halb gelbe, halb schwarze Kleider, und an den Füßen hatten sie Schellen, deren Gerassel weithin hörbar war.

Wenn im Weimarer Theater das Lieblingsstück der Studenten, „Die Räuber“ gegeben wurde, dann zogen sie in hellen Haufen hinüber, welcher Brauch sich bis heute noch erhalten hat. Der Großherzog erschien aber bei dieser Vorstellung niemals im Theater, weil er sich durch die vielen Studenten geniert fühlte. Eines Tages nun standen die Räuber wieder auf dem Programm; da gingen einige Studenten in Jena um vier Uhr morgens von Haus zu Haus, um ihre Bekannten zu wecken, und um sechs Uhr zogen 28 mit Sang und Klang zum Tore hinaus. Es gab viel Scherz und Lachen, wie immer, wenn ihrer so viele beisammen waren, und die Jünglinge ließen ihrem Übermut die Zügel schießen, als ihnen unterwegs Luise Marezoll, die Herausgeberin der in Jena erscheinenden „Zeitung von und für Frauen“, begegnete. Wie einer Königin huldigten sie ihr, und widmeten ihr, am Wagen vorbeigehend, einige scherzhafte Worte der Ergebenheit, mit Anspielungen auf die Ideenkreise der Marezoll. Die jungen Leute scherzten, daß diese Huldigung lieber nicht ihr, sondern der Königin von Hannover gegolten hätte, die hannöverschen Zeitungen würden dann gewiß in 28 Leitartikeln von der angestammten Liebe der Untertanen zum Herrscherhause gesprochen haben.

In Weimar rückten immer mehr Studenten ein, in Trupps, teils zu Fuß, teils zu Wagen, bis es ein Zug von 150—180 Mann geworden war. Mit Eichenlaub geschmückt, große Laubzweige vor

sich hertragend, zogen sie singend durch die Straßen von Weimar, bald ernste, bald lustige Lieder anstimmend. Wie gewöhnlich kam der studentische Spott dabei zum Durchbruch, doch richtete er sich nur auf die Verhöhnung des rein Konventionellen. Deshalb ließ auch die Polizei die Studenten ruhig gewähren. Die Vorstellung im Theater war umgesetzt worden, man gab Webers „Freischütz“, aber das weimarer Publikum hatte wohl auf den Besuch der Studenten gerechnet und war zahlreich ins Theater gekommen, um sie zu beobachten. Lange vor Beginn der Vorstellung waren sie auf ihren Plätzen und unterhielten sich und das ganze Publikum durch Gesang und Scherzreden. Als jedoch angefangen wurde zu rauchen, stand ein Student auf und sagte, ihm sei nicht allein der Tabak ausgegangen, sondern es würde auch eine Oper gegeben, bei welcher die Schauspieler durch den Dampf geniert werden möchten; außerdem dürfe man doch ehrlicher Weise nicht eher pfeifen (Pfeife im Gegensatz zur Zigarre), als bis man wüßte worüber. Nach dieser Rede unterblieb denn auch das Rauchen. Die Aufführung des „Freischütz“ befriedigte übrigens sehr wenig; seit dem Tode Karl Augusts war am weimarer Theater völliger Stillstand eingetreten und durch den herrschenden Nepotismus hatte nicht nur dieses, sondern auch die Universität Jena sehr gelitten, die sehr wohl nach den Göttinger Vorfällen, welche Jena vermehrten Zuzug gebracht, einen größeren Aufschwung hätte nehmen können, hätte die Regierung sich damals die Berufung einzelner bedeutender Männer nur mehr angelegen sein lassen. Von solchen Ausflügen, die vor Tag und Tage begonnen, kehrten die Studenten dann wohl mitten in der Nacht oder am nächsten frühen Morgen zurück. Wie teuer mußten sie sich manche Genüsse doch erkaufen! Ihrer Empfänglichkeit hat dies aber sicher keinen Eintrag getan, sondern sie höchstens noch gesteigert.

Echt studentisches Leben entwickelte sich bei Gelegenheit eines thüringischen Sängersfestes, das im Sommer 1838 in Jena stattfand. Der erste Teil des Festes spielte sich in der Kirche ab, der zweite auf der Rasenmühle. Sehr bedeutend müssen die Leistungen der „Kantoren“ wohl nicht gewesen sein, denn die Zuhörerschaft hatte im Verlauf des Festes mehr Freude an den Studenten, als

an den Sängern selbst. Während die Letzteren ein großes Essen auf der Rasenmühle abhielten, versammelten sich 120 bis 130 Studenten auf dem Markt beim Kaffee und stimmten ihre Lieder an. Dann zogen sie alle nach der Rasenmühle, lagerten sich an einem Abhang, von wo sie das Ganze übersehen konnten und sangen: „Brüder, lagert Euch im Kreise“. Studenten und Liedertafeln ließen sich anfangs abwechselnd hören. Doch mußten letztere bemerken, daß die Zuhörerschaft den Studenten weit größere Beachtung schenkte, als ihnen. So machten sie schließlich gute Miene zum bösen Spiel und sangen trotz ihrer Jahre die Studentenlieder tapfer mit. Die allgemeine Fidelität wurde sehr groß, alles wetteiferte in Studentenwizen und die Kantoren wanderten mit Hopfen bekränzt einher. Schließlich ließen reiche Senaer ganze Tische mit Bier für die Studenten besetzen, ja, man dankte diesen noch dafür, daß sie am Feste teilgenommen hatten, obwohl dies eigentlich aus Spottlust geschehen war, die in der allgemeinen Fröhlichkeit allerdings nicht fühlbar geworden. Der frische natürliche Ton unter der damaligen Studentenschaft erwarb ihr beim großen Publikum viel Sympathieen, die hier, wie bei mancher andern Gelegenheit zum Ausdruck kam. Sah man doch in dieser fröhlichen Jugend, welche die Ideale hochhielt und sich mit geistigen Waffen ausrüstete, in doppeltem Sinne die Träger der Zukunft Deutschlands. Im Bewußtsein dieser Zuneigung war es eine rechte Lust, Student zu sein!

In solch fröhlicher Stimmung, wo der übermütigen Jugend der ganze Himmel voller Geigen hängt, wurde einst ein Ausflug nach der Rudelsburg unternommen. Beim Anblick der Burg, mit der Saaleck zur Linken, stieg die Stimmung der jungen Leute aufs Höchste. In der wohlerhaltenen Burgruine versetzten sie sich in die alte Zeit zurück, da die Herren von Münchhausen und Guttenberg hinauszogen in den heiligen Kampf oder um einherziehende Kaufleute zu berauben. Die Mützen wurden zu Helmen, Bohnenstangen zu Lanzen, einige fein gebaute Hamburger stellten Damen vor. Bald belebte ein heftiges Turnier den Burghof, selbst die alten Philistergäule wurden unruhig durch das Getümmel. Die Damen bekränzten die Sieger mit Hopfenlaub und den vom Pferde herabgestürzten Rittern flößten sie den Wundbalsam des Bieres ein. Den

Kranzen auf dem Rücken, geschmückt mit Laub und Kränzen, so zogen die Jünglinge unter fröhlichem Gesang den Berg hinunter. Auf der Saale fuhr ein Schifflein vorüber; als der Gesang verklungen, brachten die Herren und Damen auf dem Schiff der fröhlichen kräftigen deutschen Jugend ein dreifaches Hoch und so lange man sich beiderseits im Auge hatte, winkte man, und rief sich fröhliche Lebehochs zu.

Mit einigen Genossen setzte Strackerjan die Wanderung fort. In Freyburg a. d. Unstrut verbrachte der alte „Turnvater“ Jahn seinen Lebensabend. Die Studenten suchten ihn auf und verlebten mit ihm einen Abend in einer Weinschenke, wo er ihnen ein Anekdotchen nach dem andern erzählte. Er besaß ein vortreffliches Gedächtnis und nahm mit seinen sechzig Jahren noch lebhaft an allem teil, was die Zeit brachte. Jahn hatte ein kräftiges und imponierendes Äußere. Das weiße Haar und der lange Bart verliehen ihm in der That, wie es im Bilde auch uns überliefert ist, etwas Ehrwürdiges und der „Altdeutsche“ mit dem übergeschlagenen Kragen paßte gut zu seiner sonstigen Erscheinung. Weniger schien Strackerjan der Ausdruck seines Gesichts mit diesem selbst im Einklang zu stehen, er hatte ihn sich ernster und sinniger gedacht. Unwillkürlich drängten sich Karl Betrachtungen auf, daß Jahn dieser große Mann zu einer andern Zeit, ein Kleinstädter geworden, den man bei Seite geworfen, der verkannt und belacht würde, und er meinte, daß eine solche Kraft in ihren Auswüchsen hätte gemildert werden, aber nicht unnütz verdampfen müssen. Christian Friedrich Str. erwiderte hierauf, daß Jahn allerdings nicht nach Verdienst behandelt worden sei, doch sei dies so der Lauf der Welt. Man bediene sich wohl der Revolutionäre oder Unreger, so lange man sie gebrauchen könne, allein wenn man erreicht habe, was man gewollt, unterdrücke man sie gern, denn nun wolle man Ruhe. Sie selber aber könnten selten ruhen und strebten immer weiter. Auch habe Jahn keine Kenntnisse gehabt, die ihn für die Staatsmaschine brauchbar machten, und die Regierungen wollten doch immer Nutzen sehen. Zu diesem allen sei noch Jahns excentrisches Wesen und Äußeres gekommen, das einem jugendlichen Manne allenfalls anstehe, das ihm aber für ein Amt im Staatsdienste im Wege gestanden habe. So

sei es mit ihm dahin gekommen, wo er sei, und ihm sei wohl, wenn er es mit heiterem Gleichmut ertrage. Inzwischen hat unsere Zeit in Freyburg ein Zahn-Museum errichtet, das alle Erinnerungen an den alten Turnvater und an seine großen Verdienste festhalten soll.

Von Freyburg ging die Wanderschaft dem Laufe der Unstrut nach, zunächst zur Neuenburg, dem Sitz Ludwigs des Springers, und man bewunderte die herrliche Aussicht in das Unstruttal, das in seltener Vereinigung das achtfache W von Thüringen zeigt: „Wälder, Wasser, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Wolle, Waid.“ Die Gegend bietet viel Erinnerungen aus alter und uralter Zeit und regte Strackerjan lebhaft an; er riet seinen Brüdern dringend, sich fleißig mit deutscher Sage und Geschichte zu befassen, weil jeder Ort dann ein anderes Leben gewinnen müsse. Schon damals zeigte sich seine Vorliebe für deutsche Vergangenheit und die ersten Anregungen zu seiner späteren Mitwirkung im Oldenburger Altertumsverein mögen auf diese Eindrücke im sagenreichen Thüringer Lande zurückzuführen sein.

Bei Gelegenheit eines andern größern Ausfluges sollte Strackerjan reiche Kenntniß von Land und Leuten gewinnen. Er besaß schon zu jener Zeit eine für sein Alter ungewöhnliche Beobachtungsgabe, die er durch näheren Einblick in die ihn umgebenden Verhältnisse zu unterstützen suchte, und so mußte ihm jede Reise reichen Gewinn bringen. Seiner Natur war Exklusivität völlig fremd; vielmehr nahm er an den Verhältnissen des Volkes und an seiner Art zu leben, lebendigen Anteil. In späteren Jahren folgte er auf Reisen nicht der großen Heerstraße, sondern suchte mit Vorliebe kleinere Wirtshäuser auf, wo der Gast nicht eine bloße Nummer ist, und wo die Einheimischen des Ortes verkehren. Mit diesen suchte er dann ins Gespräch zu kommen, um ihre Anschauungen und die Sitten und Gebräuche ihres Landes kennen zu lernen. Notwendiger Weise muß aber mit solchen Neigungen ein einfacher Sinn Hand in Hand gehen, wie er Strackerjan in der That in hohem Maße eigen war, und mit Recht konnte er damals von sich sagen, die Entbehrung mancher Lebensbedürfnisse der höheren Stände tue ihm nur wohl.

Unter seinen Jenaer Freunden befand sich der Sohn eines reichen altenburger Kaufmanns, in dessen Heimat er die Osterferien verbrachte. Die dortigen Volkstrachten, die sich bis heute noch so ausgeprägt erhalten haben, erregten Strackerjan's lebhaftes Interesse. Es war ihm auf der Reise von Jena nach Altenburg, während der man fünf Landesgrenzen zu überschreiten hatte, der furchtbare Schmutz der Wege aufgefallen, und er meinte, die Folge dieses Schmutzes seien die kurzen Hosen der Männer und die kurzen Röcke der Frauen in der dortigen Tracht. Zu seiner Belehrung hörte Strackerjan in Altenburg die verschiedenen Prediger der Stadt, und es zeugt für sein früh schon selbständiges Urtheil, daß er den Predigten des Superintendenten Hefekiel, der besonders seitens der Damen allgemein geschätzt wurde, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der vierzehntägige Aufenthalt im Hause seines Freundes hinterließ trotz der so freundlich dargebotenen Gastfreundschaft keine ungetrübten Eindrücke; Strackerjan vermißte dort die Mutter, die allein einem Hause den Stempel der Herzlichkeit aufzudrücken vermag. Doppelt mußte er dies empfinden, weil er im Elternhause durch die gemüthvolle Art der Mutter schon früh den weiblichen Einfluß schätzen gelernt hatte, was ja bei fast allen hochstehenden Charakteren unter den Männern der Fall ist, wenn ihr Urtheil nicht etwa durch üble Erfahrungen im eignen Kreise getrübt ist.

Auf der Rückreise von Altenburg besuchten die beiden Freunde eine ihnen näher bekannte Pastorenfamilie. Die Pastorin war eine Nichte der Elise v. d. Recke, die zu gleicher Zeit mit Anna Dorothea von Kurland und Tiedge in dem benachbarten Schlosse Löbichau gewohnt hatte. In ihrem Besitze befand sich eine große Anzahl von Briefen und Handschriften von Dichtern, Malern und Komponisten, in welche Strackerjan einen Einblick gewinnen durfte, was ihn aufs lebhafteste anregte. Nach genussreichen Wanderungen über Gera und Röstrik verlebten die Reisenden bei Freunden in Roda freundliche Tage; ein ländliches Tanzfest auf erhöhtem Gartenrasen, im Hintergrund die schöne Gegend im Glanz der untergehenden Sonne, bildete eine liebliche Idylle, die in Strackerjans Erinnerung als freundliches Bild fortlebte.

Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans.

Nach den verschiedensten Richtungen sollten diese Ausflüge Geist und Gemüt bereichern. In Landgrafroda lernte Strackerjan in dem Superintendenten Domrich, mit dessen beiden Söhnen<sup>1)</sup> ihn innige Freundschaft verband, das Ideal eines Landpfarrers kennen, und die harmonischen Eindrücke jenes glücklichen Familienkreises mußten dauernd in ihm nachwirken. Es war ein idyllischer Aufenthalt; Karl ging mit aufs Feld, stellte Hamsterfallen und suchte Obst und Nüsse. Hier trat ihm wiederum die Altertumskunde entgegen, denn vor kurzem waren in der Nähe von Landgrafroda, auf dem Rennstieg, dem alten thüringischen Heerwege, Altertümer von vermutlich sächsischem Ursprung gefunden worden.

Großartigster Naturgenuß bot sich dann auf dem Kyffhäuser, den Strackerjan von Landgrafroda aus besuchte — fast überwältigt wurde er von dem Eindruck der wundervollen Gegend, deren Reize die Sage noch verdoppelt. Die umfangreiche Ruine schien ihm eher von einer Stadt als von einer Burg herzurühren. Nach Westen zu sieht man ein ganz mit Buchen und Fichten bewaldetes Tal, bewaldete Höhen und darüber die Thüringer Berge; nach der anderen Seite die goldne Aue, übersät mit Städten und Dörfern und begrenzt von halb bebauten, halb bewaldeten Bergen, über welche die blauen Gipfel des Harzes hervorragten. Diese bevorzugte Gegend, die Strackerjan einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ, sollte in den neunziger Jahren die Stätte für das große Nationaldenkmal der deutschen Kriegervereine werden.<sup>2)</sup>

Vom Kyffhäuser ging es nach Sondershausen, wo Strackerjan bei etwas längerem Aufenthalt das Leben einer kleinen Residenzstadt kennen lernte. In dem höchst gebildeten Städtchen herrschte ein angenehmer Ton und es besaß in seinem Theater, einer großen Reitbahn, wo man Reitertänze ausführte, und seinem herrschaftlichen

---

<sup>1)</sup> stud. med. Ottomar Domrich, später Geheimrat Dr. D. zu Meiningen, wurde 1840 mit stud. phil. Zade, Weimar, und stud. phil. F. Hofmann, Koburg, einer der Führer der Burgkellergesellschaft, die am Bestehenden festhielt, während die Gesellschaft des Fürstenkellers sich von ihr ablöste (vergl. Zeiß, Geschichte der Burschenschaft, Jena 1903).

<sup>2)</sup> Der Major Rudolph Strackerjan, Karls jüngster Bruder, wurde als Vorstand des Oldenburger Kriegervereins einer der Hauptförderer des Denkmals.

Garten schöne Anlagen. Nach dem Sprüchwort gab es in Sondershausen 4500 Einwohner, worunter 3500 Räte oder Leute mit gleichem und höheren Rang.

Eine interessante Reiseerinnerung bot sich Strackerjan auf der Rückreise in Weimar, wo er ausnahmsweise gut bei Kasse, an der Wirtstafel zu Mittag aß. Hier saßen ihm zwei Männer gegenüber, von denen der eine höchst elegant gekleidet, der andere in abgetragenen Anzuge war. Letzteren hätte man für einen kleinen Handwerker oder für einen hungrigen Aktuar halten können. Er wurde aber von seinem Nachbarn mit ziemlicher Achtung behandelt. Wie aus dem Gespräch der beiden Männer hervorging, war jener ein Maler, der auf dem weimarer Schloß zu arbeiten hatte. Im Laufe der Unterhaltung kamen die Beiden auf die Schlacht bei Leipzig zu sprechen, und sie stritten darüber, ob sie 1818 gewesen sei oder nicht. Der Maler behauptete 1818, aber sein Nachbar wußte es nicht oder er wagte nicht, das Richtige anzugeben, bis ein anwesender Handlungsgehilfe sie aus der Verlegenheit riß. Die Unterhaltung der Beiden drehte sich dann um Reisen, es kam auf Goethes Sohn die Rede, über dessen Lebenswandel der Aktuar sich etwas plump in fast gemeinen Ausdrücken äußerte, „er habe es doch zu toll gemacht, und man habe es bei ihm nicht aushalten können.“ Wie war Strackerjan erstaunt, als er nachher durch den „Marqueur,“ den Kellner, erfuhr, daß dieser Mann, der teilweise so albern, teilweise so gleichgültig über die bemerkenswertesten Dinge sprach, dabei eine kleinliche Verehrung des Hofes, selbst des Unbedeutenden daran, verriet, und der während des Gesprächs mit einem ungeheuren Appetit von jedem Gericht zwei volle Portionen verzehrte, — daß dieser Mann Goethes Eckermann war!

Gerade auf Reisen wurde es den Studenten oft nahe gebracht, wie man sie überall stark beachtete, gelegentlich aber auch wohl verhöhnete. So besuchte Strackerjan einst mit einem Freunde den Gottesdienst in Eisenach, wo ein berühmter Superintendent in seiner Predigt gerade die Worte sprach: „sie sind süßen Weines voll.“ Alle Zuhörer drehten sich nun nach den Studenten um, was diese aufs Höchste entrüsten mußte, denn sie hatten noch nichts als schlechten Kaffee genossen, und schleunigst verließen sie die Kirche.

Besser erging es den beiden Freunden in Salzungen. Hier nahmen sie im Kurhause, wo der Meininger Adel und Beamtenstand tonangebend war, an einem Ball teil und wurden dort aufs freundlichste aufgenommen, ja sogar sehr gefeiert, „mehr, als ihnen für gewöhnlich gut tun würde,“ wie Strackerjan in einem Bericht an den Vater gleich hinzusetzte.

Kennzeichnend für Strackerjans spätere Entwicklung ist ein kleines Reiseerlebnis in Berka. Mit einem Genossen besuchte er dort die Eltern eines Freundes, die ihnen einen sehr herzlichen Empfang bereiteten. Es waren einfache Leute und sie mochten ihren Sohn nur mit großer Sorge dem Universitätsleben und dem so „gefährlichen“ Verbindungsleben überlassen haben, welchem sie selber völlig fremd gegenüber standen. Nachdem die Mutter aber Strackerjan kennen gelernt hatte, war alle Angst und Sorge von ihr genommen; sein Wesen flößte ihr so unbegrenztes Vertrauen ein, daß sie erklärte, sie wisse ihren Sohn in seiner Freundschaft wohl geborgen.

Kennzeichnend für Strackerjans Freundeskreis war auch die Art, wie er sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber stellte. Wie den Freunden das „Schniepeln“ verhaßt war, so verachteten sie auch die rein oberflächliche Unterhaltung mit den jungen Damen. Auf einer Wanderung nach Ruhla hatte sich eine Gesellschaft hübscher junger Mädchen einer größeren Zahl Studenten angeschlossen. Nicht lange, so empfanden diese aber die Reisegesellschaft als einen sehr lästigen Zwang, denn die jungen Damen verdarben durch ihre platten Bemerkungen jede Stimmung für den Naturgenuß. Leise drückten sich die Studenten zur Seite und brachen in laute Freudenrufe aus, als sie allein den wundervollen Waldweg mit seinen immer wechselnden Aussichten beschritten.

Eine derartige natürliche Empfindung und Gesinnung hinderte aber Strackerjan und seinen Freund Domrich nicht, in Ruhla, ihrem nächsten Reiseziel, das durch seine schönen Mädchen bekannt ist, fleißig Umschau nach solchen zu halten, und ihre studentischen Grüße wurden von den Ruhlaer Schönen durch heftiges Rütteln an den Fensterklippen erwidert. Die Mädchen, die sich durch schwarze Augen, dunkles Haar und einen südlisch feurigen Gesichtszug

ausdruck auszeichneten, blickten an den Fenstern jede zwischen einem Melkenstock und einem Finkenbauer hervor. Noch heute hat sich die althergebrachte Vorliebe für diese beiden Dinge in Ruhla erhalten, und man sagt, daß der Ruhlaer für einen guten Melkenstock oder für einen Finken gern eine Kuh hingebe. Der kleine originelle Ort mit seinen lebenslustigen Bewohnern bot für die wißbegierigen Jünglinge, die wie ihre Genossen lebhaften Sinn für alles Volkstümliche bewiesen, viel Anziehendes, und sie erfreuten sich an dem Volkslied der Ruhlaer: „und sind die Schuh' zerbrochen, so tanzen wir auf den Knochen.“

Bei so viel Reiselust war es nicht zu verwundern, daß den jungen Leuten das Geld öfter recht knapp wurde. Als man von Ruhla zum Inselfberg wanderte, da wurde es selbst diesen übermütigen Studenten schwer, ihre gute Laune zu bewahren. Trotz Ende Mai wehte ein eifiger Wind, man ging durch dichten Nebel, die Reisekasse war fast leer, Wetter und Stimmung grau in grau. Abgerissen und beschmutzt kamen die Wanderer im Wirtshaus zu Tambach an. Aber die frische fröhliche Jugend findet immer noch Hilfe. Statt der erwarteten Langenweile hatten sie angenehmste Unterhaltung durch die beiden Wirtstöchter, denen sie tüchtig den Hof machten, und als sie am Schluß ihre Rechnung bezahlen wollten, fiel diese ganz unerwartet niedrig aus, ohne daß die Eltern davon gemerkt hätten, da die eine Tochter das Geschäft der Hausfrau führte, die andere Buchhalterin war.

Als die Freunde aber in Oberhof, dem höchsten Ort Thüringens ankamen, hieß es wieder: „leichte Taschen, schwere Herzen“. 4 Groschen 6 Pfennige waren ihr ganzer Besitz und nur mit ein wenig Brot, das sie in Oberhof erstanden, konnten sie den schlimmsten Hunger stillen. In Ilmenau nahte endlich die Erlösung: hier half ein Freund den Wanderern aus allen Nöten. Mit einem eigenartigen und schönen Eindruck endigte dieser an Anregung überreiche Ausflug: in Angstädt hörten die Freunde in der dortigen Kirche ein Oratorium durch Bauern aufführen und vom Trippstein bei Schwarzburg genossen sie den schönsten Blick im Thüringer Lande, dessen Berge und Wälder auf Strackerjan's Gemüt bisher schon in so reichem Maße gewirkt hatten.

Neben diesen äußeren Eindrücken, die dennoch für Strackerjans Entwicklung große Bedeutung gewinnen sollten, hatten die Studien und der Umgang mit den Freunden seinen Auffassungen schon damals bestimmte Richtung gegeben, wie sein lebhafter Geist überhaupt früh zum Verständnis der umgebenden Verhältnisse und zur Erkenntnis seiner selbst gelangen sollte. Schon sehr bald äußerte Strackerjan in Jena sein Bedauern, daß er nicht mehr Philologisches studiert habe; halb unbewußt mußte er schon fühlen, daß er mehr zur Philologie neige als zum erwählten Studium der Theologie. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Frage, die auch für seine Zukunft von Bedeutung werden konnte, auf welcher Bekenntnis-Grundlage die Geistlichen bei ihrer Anstellung verpflichtet werden sollen. Zwei Prediger in Sondershausen, Bretschneider und Köhr, hatten nämlich zu jener Zeit diese Angelegenheit öffentlich aufs eingehendste behandelt, und Strackerjan ließ sich von seinem Vater berichten, in wie weit diese Verpflichtung damals in Oldenburg verlangt werde.

Der lebhafteste Briefwechsel mit dem Elternhause mußte für Strackerjans Entwicklung außerordentlich wertvoll werden; nicht nur, daß die literarischen Neigungen des Vaters ihn selbst auch bald in dieses Fahrwasser einlenken ließen, sondern das Urteil des lebenserfahrenen und über öffentliche und private Angelegenheiten aufgeklärten Mannes mußten die noch unreifen Meinungen des Jünglings günstig beeinflussen. Christian Friedrich Str. versorgte seinen Sohn auch mit Lektüre verschiedensten Inhalts, u. a. mit Predigten. Karl vermochte diesen aber nicht immer Geschmack abzugewinnen, weil er die höchsten Ansprüche an sie stellte. Novalis sagt: „Eine Predigt ist das Höchste, was ein Mensch liefern kann.“ Strackerjan meinte jedoch, wenn sie nicht durch den Gegenstand fessle, dann könne sie im Gegenteil sehr langweilig sein. Die Furcht, durch seine eignen Predigten nicht anregend zu wirken, und der Zweifel, ob er im Stande sein werde, jeden Sonntag neue Gedanken zu bringen, haben Strackerjan später wohl in erster Linie vom theologischen Beruf zurückgehalten, zumal die Prediger sich damals anscheinend noch strenger als heute an ihre eigentliche Aufgabe, die Auslegung der Bibel, halten mußten.

Auch eine andere Frage auf geistigem Gebiet spielte schon in Strackerjans Universitätsjahre hinein, die während seines späteren Lebens einen großen Raum einnehmen sollte: ob die klassische Bildung für ein höheres Studium notwendige Vorbedingung sei oder nicht. Strackerjan stand damals noch vollkommen auf dem Standpunkt, den er in seiner Abiturientenrede ausgesprochen. Er meinte, wenn die klassische Bildung von der Schule vertrieben würde, dann müßte unser Denken und Trachten in ein rein materielles umgewandelt werden. Die Realien dürften nur dazu dienen, die Formen des Lebens zu verstehen, aber das Verständnis seines Kerns und dessen Würdigung vermöge nur die klassische Bildung zu geben. Wenn Strackerjan zu jener Zeit davon sprach, daß er Personen mit klassischer Bildung kenne, die das praktische Leben besser verstünden, als solche, die im Leben selbst aufgewachsen seien, es aber rein passiv mitgemacht hätten, so dachte er gewiß in erster Linie an seinen Freund Ludwig Häußler. Gerade dieser aber äußerte in späteren Briefen an Strackerjan verschiedentlich, daß er im Leben mehr gelernt habe, als alle Geschichtskollegien der Welt ihm hätten bieten können. Auch Christian Friedrich Str. trat den Anschauungen seines Sohnes entgegen und suchte ihm klar zu machen, welche üblen Folgen die Art des Unterrichts durch die Stockphilologen notwendiger Weise haben müsse. Diese würden es noch dahin bringen, meinte er, wohl im Anschluß an Strackerjans Erlebnis mit Eckermann, daß der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig nicht mehr gelehrt werde, indem sie alle Realien von der Schule verbannten. Es sei aber jetzt schon schlimm genug damit und wer keine Gelegenheit habe, außer seinen Schulstunden etwas zu erlernen, der werde im Leben immer ungebildet und als ein Schüler erscheinen. Diese Nachteile der rein humanistischen Bildung konnten Karl damals noch kaum zum Bewußtsein gekommen sein, denn durch das Leben im Elternhause, wo unter den Familiengliedern ein reger Gedankenaustausch stattfand und wo die Kinder durch das Beispiel des Vaters lernten, mit offenen Augen durchs Leben zu gehen und bestimmte Interessen zu pflegen, lernte auch der Jüngere manches spielend, was andere in weniger günstiger Umgebung sich erst erarbeiten müssen. Jedenfalls ist aber von der Ansicht des Vaters,

dessen Urteil bei den Söhnen so außerordentlich hoch stand, schon damals etwas auf Karl übergegangen, wenn er auch die Ideale, die ihn erfüllten, noch lange nicht über Bord werfen konnte.

Wie Strackerjan am Ende seiner Jenaer Zeit sich über wichtigere Dinge schon eine eigene Ansicht gebildet hatte, so traf dies auch besonders für das Verbindungswesen zu, von dem er nun Abschied nehmen, auf das er nunmehr als etwas Abgeschlossenes zurückblicken sollte. Hatte er sich von gewissen Ausschreitungen und Übertreibungen innerhalb desselben auch nicht ganz frei gehalten, so hatte er doch den Kern der Bestrebungen, welche die Burschenschaft sich zu eigen gemacht, nie aus den Augen verloren, und er war sich völlig klar darüber, welche Vorteile für den Studenten in der Zugehörigkeit zu einer Verbindung liegen. Er meinte, daß bei jedem Menschen einmal eine Zeit des inneren Zwiespalts einträte, während der er geneigt sei, sich exzentrisch zu äußern, und daß diese Zeit für den Studierenden in die Universitätsjahre falle; da sei es für ihn dann von unendlichem Wert, wenn er nicht isoliert dastehe. Eine Saite, die mit anderen zugleich schwingt, verstimmt und zerreißt nicht so leicht, als eine, welche allein aufgezogen ist. Strackerjan begriff es nicht, daß die Universitätskuratorien oder die Regierungen diesen Punkt aus den Augen verlieren konnten, indem sie im entgegengesetzten Sinne handelten und das Verbindungswesen einzuschränken suchten. Dadurch würde den Studierenden, so meinte er, die notwendige Stufe in ihrer naturgemäßen Entwicklung genommen, die man ihnen als zukünftigen Volksleitern und Erziehern nicht nehmen dürfe. Der Hauptwert der Zugehörigkeit zu einer Verbindung liege nun aber weniger in der Förderung der Wissenschaft, als vielmehr der Moralität ihrer Mitglieder. Übrigens wird eine Verbindung nur dann tieferen Nutzen stiften können, wenn ihr gemeinsame Bestrebungen, ein gemeinsames höheres Ziel zu Grunde liegen, ohne dieses wird ihre Betätigung in ein äußerliches Treiben ausarten müssen, das ihre Mitglieder zur Selbstüberhebung verleitet. Wohl zu keiner Zeit sind den Studenten ihre zukünftigen Pflichten in dem Maße zum Bewußtsein gekommen, wie den Burschenschaftlern der zwanziger und dreißiger Jahre. Dies Bewußtsein und die hiermit verbundene Vorbereitung auf jene Pflichten durch geistige

und körperliche Erziehung, durch immer erneute Selbstzucht, mußte ihrem Charakter frühzeitig etwas Einheitliches und Geschlossenes geben, was in noch höherem Maße geschah durch ihr gemeinsames Ziel, das sie alle begeisterte: die nie fallen gelassene Hoffnung auf ein künftiges einiges Deutschland. Was sie beseelte, fanden sie in den Dichtungen Schillers wieder, der Reinheit, Tugend und Vaterlandsliebe verherrlichte, und auch ihren eigenen Äußerungen war etwas von dem Schwunge ihres Lieblingsdichters eigen. Verfolgt von den Regierungen, die ihre Bestrebungen für staatsgefährlich hielten, vielfach verhöhnt von den Zeitgenossen wegen ihrer nach deren Meinung utopischen Ideen, hatten die Burschenschafter dennoch eine reiche und herrliche Jugend, die ihren verklärenden Schimmer bei vielen bis ins späte Alter hineinstrahlte. Wohl denen, die wie Strackerjan noch die Erfüllung ihrer Jugendträume und Hoffnungen erleben durften und denen die Worte des Fürsten Bismarck hätten gelten können, welche er bei seinem Besuche im Jahre 1892 dem Burgkeller widmete, wo sie unter Glas und Rahmen zu sehen sind: „Ich wünsche der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen. Sie hat eine Borahnung gehabt, doch zu früh. Schließlich haben Sie doch Recht bekommen.“ —

Im Oktober 1839 verließ Strackerjan die Universität Jena, um nach Berlin überzusiedeln. Nicht leichten Herzens verließ er die Stadt, mit der er durch den zweijährigen Aufenthalt aufs engste verknüpft war, wo er Freundschaften für's Leben geschlossen und Erinnerungen glücklichster Art gewonnen hatte. Die Reise ging mit der Post über Halle und dauerte von dort bis Berlin 16 bis 17 Stunden. Auf der Strecke Potsdam—Berlin, wo vor Kurzem die Eisenbahn eröffnet worden war, trat Strackerjan, dem neunzehnjährigen, zum ersten Male die Dampfkraft in dieser Anwendung entgegen; die Entfernung von etwa 4 Meilen wurde in dreiviertel Stunden zurückgelegt. Die Maschine zog 5 Wagen, in denen je 30 Personen Platz fanden; da der Zug nun drei Mal hin und her fuhr, bedeutete dies bei voller Besetzung einen täglichen Transport von etwa 840 bis 900 Personen, welche Zahlen Strackerjan gewaltig imponierten. In Berlin angekommen mietete er sich für 5 Taler monatlich ein Dachstübchen und hatte das

Glück, bei einer freundlichen, mütterlich sorgenden Wirtin unterzukommen.

Auch in Berlin traf Strackerjan sogleich einen größeren Kreis von Landsleuten, trotzdem aber fühlte er sich anfangs in der großen Stadt beengt und wenig heimisch. Es boten sich zunächst nur die rein äußerlichen Anregungen des großstädtischen Lebens und nichts wirkte auf sein Gemüt, nicht einmal die Feier des Reformationsfestes, die er in den ersten Berliner Tagen mit erlebte. Den Hauptakt dieser Feier bildete die Teilnahme der städtischen und der höheren Staatsbehörden am Abendmahl in beiderlei Gestalt, durch welchen Akt die Stadt und der Staat 1539 ihren Protestantismus bekannt hatten. In einem Zuge von etwa 300 Personen gingen die Behörden unter Begleitung von Musik und Gesang vom Kölnischen Rathause zur Nikolaikirche und so wenig dem Auge auch hierdurch geboten wurde, hatte sich doch eine ungeheure Menge von schaulustigen Menschen angesammelt. Die Schutzleute zu Pferde und zu Fuß hatten alle Hände voll zu tun, um die Ordnung aufrecht zu halten und mußten fast fortwährend Personen auf die Wache führen. Am Abend des Reformationsfestes fand in der Garnisonkirche für die Gründung eines Stipendiums eine Aufführung des Messias statt. Das Gedränge der Menschen, um eine Eintrittskarte zu erhalten und in die Kirche zu gelangen, war ungeheuer. „6000 Bürger sind so viel wie ein halber Prinz“ sagte bei dieser Gelegenheit im Gedränge ein neben Strackerjan stehender Bürger, als für einige hohe Häuser Gassen gemacht wurden. Die Aufführung, besonders der Chöre war ausgezeichnet, aber Karl verließ schon nach dem ersten Teil die Kirche, aus Furcht vor einer Ohnmacht, die ihn früher bei ähnlicher Gelegenheit befallen hatte. 6000 Personen sollte die Kirche fassen, wieviele aber hineingelangten, war nicht zu berechnen und nur mit Mühe konnten die Gendarmen während des Konzertes für Ordnung sorgen. Ungezählte Personen wurden ohnmächtig. Nach Beendigung des Konzertes brachte man dem Prorektor der Universität einen Fackelzug dar, der aber nach Strackerjans Meinung sehr mäßig verlief, weil er ohne Zusammenhang mit der Feier war und ohne Prunk und die von Sena gewohnte Ordnung. —

In den kirchlichen Kreisen Oldenburgs hatte man zu jener Zeit keine große Meinung von den Berliner Predigern; man hielt sie für „Nebler und Schwebler“, sodaß Christian Friedrich Str. befürchtete, sein Sohn würde in dieser Beziehung von Berlin keine großen Vorteile haben. Auch war er nicht ohne Besorgnis, daß Karl sich ex professo mit der Hegelschen Philosophie abgäbe, die nach seiner Meinung so sehr den ganzen Menschen in Anspruch nähme, daß ein anderes Studium kaum mit Ernst dabei zu betreiben sei. Karl war jedoch mit den Berliner Verhältnissen zufrieden und meinte, auch von den Predigten viel lernen zu können, selbst dann, wenn er nicht den Standpunkt des einzelnen Predigers teilen würde. Schon damals trat seine duldsame und ausgleichende Art, die Jedem das Seine zu geben suchte und die ihn später manche Schärfe glätten ließ, deutlich hervor. Strackerjan meinte, daß man doch nie so kraß denken dürfe, als ob die eigene Auffassung unfehlbar sei, und als ob die gegenteilige nichts Wahres enthalte, von dem man lernen könne!

In theologischen Kollegien hörte Karl Dogmatik bei Twisten, Genesis bei Batke, Moral bei Neander<sup>1)</sup> und Homiletik bei Strauß. Unter diesen gewann Neander den größten Einfluß auf Strackerjan, weil er, was er dachte, zugleich auch fühlte. Gerade beim Vortrage der Moral mußte diese Wahrnehmung den Hörer besonders wohlthuend berühren. Bei den Vorlesungen Strauß' und Twistens wurde man unwillkürlich daran erinnert, daß man sich in Preußen befinde, und es schien Strackerjan kein gutes Zeichen für eine vorzutragende Wissenschaft, wenn sie wie bei jenen beiden nach einer politischen Elle zugeschnitten werde. So sehr nun Strackerjan auch die Berechtigung der verschiedenen Auffassungen auf theologischem Gebiet anerkannte, so sehr ihm die Freiheit der Forschung, die Begründung des Christentums auch außerhalb desselben schon damals als Notwendigkeit erschien, so hatte diese Verschiedenheit der Richtungen dennoch bei ihm einen inneren Zwiespalt hervorgerufen, wie er bei tiefer angelegten Naturen in jenen Jahren so häufig einzutreten pflegt. Gerade jetzt entbehrte Strackerjan doppelt schwer den

---

<sup>1)</sup> Eigentlich David Mendel, geb. 1789 zu Göttingen, getauft 1809, gest. 1850 als Professor zu Berlin.

Jenaer Freundeskreis, wo durch die gemeinsame Aussprache manche Unsicherheit gehoben, mancher Stachel im Keime beseitigt worden war. Der schriftliche Gedankenaustausch konnte hierfür nur schwachen Ersatz bieten; dennoch half der Zuspruch eines auswärtigen älteren Freundes, eines theologischen Kandidaten, über die ersten Klippen hinweg. Der Freund begriff es nur zu wohl, daß Strackerjan nach den liberalen Ansichten der jenaischen Periode während seines Berliner Studiums auf Widersprüche stoßen würde. Das dürfe ihn aber keinesfalls beunruhigen, fortgesetzte Studien würden wieder Licht und Klarheit bringen. Es müsse an dem Grundgedanken festgehalten werden: das Vernunftgemäße ist das Wahre und der Glaube an die allwaltende Liebe des Weltregierers bleibe die Grundlage seines Studiums. Von den Aufschlüssen der Philosophie möge Strackerjan nicht allzuviel erwarten. Positives Wissen für das Examen solle er durch Exegese, Dogmatik und Dogmengeschichte erwerben, aber die Untersuchung der objektiven Wahrheiten der Dogmen und der Schriftsteller unterlassen, weil viele Schwierigkeiten sich bei reiferem Urtheil von selbst auflären würden. „Schrift und Dogmatik enthalten bei vieler Spreu nur wenig Goldkörnlein, aber sie enthalten doch diese Goldkörnlein und aus diesen ist der große Baum des Christentums gewachsen, in welchem unsre ganze europäische Bildung wurzelt. Deshalb merke dir: wenn du trittst, um auf der Kanzel der Lehrer des Volkes zu werden, dann verbanne aus deinen Reden alles Philosophische; deine Sprache und dein Gedanke sei biblisch.“

Strackerjans weltchmerzliche Stimmung suchten auch seine andern Freunde zu bekämpfen, und aus ihrem Zuspruch klingen immer wieder die Ideen der alten Burschenschaftler hervor. Wenn sie sagten, „wir müssen uns selbst tüchtig auszubilden suchen, um in uns etwas zu erziehen, was den Menschen hält und stützt, wir müssen zugleich anderen den selbstsüchtigen Sinn zu nehmen trachten,“ so ist Strackerjan diesen Ideen während seines ganzen Lebens treu geblieben, ja, man hätte von ihm vielleicht sagen können, daß er seinen eignen Vorteil gar zu wenig wahrgenommen.

In Strackerjans Berliner Kreisen wurden alle Zeitereignisse aufs lebhafteste besprochen. Einer seiner Tischgenossen, der selbst einige

Zeit Zensor gewesen, mußte von der Zensur manche Anekdoten zu erzählen. Als er einmal eine Geschichte für Schulen herausgegeben, und darin einige französische Revolutionsmänner als groß und edel denkend genannt habe, sei dieser Satz gestrichen worden, „denn das Volk dürfe gar nicht wissen, daß bei einer Revolution tüchtige Menschen überhaupt beteiligt sein könnten.“ Um das Amt eines Zensors längere Zeit ertragen zu können, müsse man entweder ein Schuft oder ganz gleichgültig sein; er selber habe während seiner Tätigkeit als Zensor viele Küffel bekommen.

Strackerjan war in Berlin weit mehr als in Jena auf sich allein angewiesen, und einige Empfehlungen an Professoren, durch die er Einblick in die Berliner Geselligkeit jener Zeit gewinnen sollte, waren ihm daher sehr willkommen. Im Hause seines berühmten Landsmannes Mitscherlich<sup>1)</sup> verkehrte ein sehr ausgedehnter geselliger Kreis, der von seinen Gästen große Gewandtheit forderte; die Unterhaltung bewegte sich jedoch nur auf der Oberfläche. Eine andere Art Geselligkeit lernte Strackerjan gleichfalls in Professorenkreisen kennen, wo man zum Tee, nach Berliner Sprachgebrauch „nur Familie“, geladen wurde. Dort verkehrten in zwangloser Weise Künstler, Schriftsteller und Gelehrte, und in dieser geistigen Atmosphäre gewann Strackerjan manchen Einblick in das Berliner literarische Treiben jener Zeit.

Im übrigen lebte Strackerjan bei seinen beschränkten Mitteln anfangs ziemlich zurückgezogen. Christian Friedrich Str. wurde es bei seiner zahlreichen Familie damals überaus schwer, Karls Wechsel immer rechtzeitig aufzubringen, denn neben der herrschenden Teuerung erhöhte noch die Ungunst der damaligen Geldverhältnisse seine finanziellen Schwierigkeiten. Um preußisches Geld einzuwechseln mußte man Aufgeld geben und das fremde Geld verlor in Berlin von seinem Wert, wovon wir uns in unserer Zeit der festen Markwährung kaum mehr eine Vorstellung machen können. Das preußische Courant war in Oldenburg fast verschwunden, und Kassenscheine waren garnicht zu haben. Manche Familien hatten sich eine Art System gebildet, um beim Einwechseln des Goldes keinen Schaden

<sup>1)</sup> Gilhard M., geb. 1794 zu Neuende bei Jever, gest. 1863 in Berlin. Sein Hauptwerk ist sein Lehrbuch der Geschichte der Chemie.

zu leiden, indem sie mittelst Holbüchern bei ihren Lieferanten das Geld aufsummen ließen, das sonst bar bezahlt wurde.

Unter den Oldenburger Geschehnissen verfolgte Strackerjan mit besonderer Theilnahme die dortigen Schulverhältnisse, welche große Veränderungen verlangten; vor allem hatte sich dort das Bedürfnis nach einer höheren Bürgerschule herausgestellt, mit deren Einrichtung aber immer noch geögert wurde, während z. B. in der damals so rührigen Stadt Barel durch größere Geldzeichnungen schon der Anfang zu einer solchen Schule gemacht war. Strackerjans Interessen wurzelten also in der Heimat weiter fort; dennoch empfand er eine gewisse Scheu, demnächst für immer dorthin zurückkehren zu müssen und sich in den kleinen Verhältnissen festhaft zu machen, wie es wohl manchem jungen Mann ergehen mag, wenn er sein bisher so freies Dasein nunmehr auf einer festen Grundlage aufbauen soll.

Bei längerem Verweilen in Berlin suchte Strackerjan noch mehr als bisher von den Anregungen der Großstadt Nutzen zu ziehen. Unvergeßliche Eindrücke gewann er durch die vollendete Aufführung von Faust und Emilia Galotti im preußischen Hoftheater. Die Darstellung des Mephisto durch den berühmten Seydelmann wirkte erschütternd, weil er als Teufel so menschlich war, während man sich früher im allgemeinen die Darsteller auf einem Rothurn schreitend dachte, wenn sie eine Idee verkörpern sollten. Einige jugendliche Nachbarinnen störten Karls andächtigen Genuß; sie kokettierten mit der Mißbilligung dessen, was ihnen für ihre Ohren nicht passend zu sein schien. Strackerjan dagegen meinte, daß man bei den Kürzungen im Text schon viel zu viel auf höfische und Frauenohren Rücksicht genommen hätte, und daß der zu Hause bleiben müsse, welcher den Faust nicht ungekürzt vertragen könne. In Emilia Galotti gab Seydelmann Marinelli und die Grelinger die Orsina; das Zusammenspiel der beiden großen Darsteller war so packend, daß Karl vor Freuden seine Mütze nach Jenaer Gewohnheit in die Luft geworfen hätte, wenn ihn das Klatschen des Publikums nicht noch rechtzeitig zur Besinnung gebracht. Ein Ballet von Taglioni entsprach wenig Strackerjans Geschmack; es spielte in Ungarn, aber das Volkstümliche wurde ohne rechtes Verständnis

dargestellt und die darin auftretende Tänzerin erschien ihm mehr widerwärtig als schön. Auch eine außerordentlich künstliche Szenerie: Schlittschuhlaufen, Schlittenfahren auf den Bergen, Schneefall, Mondschein, Einbrechen des Harlekins auf dem Eise u. s. w. bot Strackerjan keinen eigentlichen Genuß. Die Wunder der Technik staunte er an, aber der Aufwand schien ihm dennoch ganz verschwendet zu sein, weil weder Natur noch Kunst durch ihn dargestellt werde. Bei einem Besuch im Volkstheater war für Strackerjan das Publikum der Hauptakteur; dieses gehörte in der Mehrzahl den höheren Ständen an, und es war ihm interessant zu beobachten, wie es inkognito auf dem neutralen Boden seinem Humor die Zügel schießen oder auch eine gewisse Gemeinheit zum Durchbruch kommen ließ.

Unter den verschiedenen öffentlichen Sammlungen Berlins konnte Strackerjan der Königl. Kunstammer durchaus keinen Geschmack abgewinnen, sie erschien ihm nur als ein wahlloses Durcheinander von Gegenständen, bei denen das wirklich Lehrreiche durch viele nutzlose Dinge unterdrückt wurde. Strackerjan selber war es Bedürfnis, alles, was er vornahm, im Zusammenhang mit einem größeren Ganzen zu bringen, es einer Idee unterzuordnen.

Neben derartigen Interessen mehr künstlerischer Art lag Strackerjan damals schon die Volkswirtschaft sehr nahe. Er besichtigte verschiedene industrielle Unternehmungen, z. B. Eisengießereien, und machte mit mehreren Bekannten einen Ausflug nach dem nahen Rüdersdorf, das schon damals durch die Ausnutzung seiner Kalkberge volkswirtschaftliche Bedeutung gewonnen hatte. In der wenig schönen Umgebung fiel ihm die elegante und sorgfältige Ausführung aller zu dem Werk gehörigen Gebäude, selbst der Kalköfen, ganz besonders auf, wie es ihm später immer Vergnügen bereitete, wenn derartige einem größeren Unternehmen dienende Bauten in ihrer Ausführung über das Notwendige hinausgingen und Liebe zur Sache erkennen ließen. Mit warmem Interesse verfolgte Strackerjan in späteren Jahren alle Fortschritte auf volkswirtschaftlichem Gebiet, in erster Linie die Verbesserung der Lebensbedingungen für die unteren Klassen. Auch der Statistik, dieser unentbehrlichen Hilfswissenschaft für die Erkenntnis der gesellschaft-

lichen Erscheinungen, wandte er schon als jüngerer Mann seine Neigung zu.

Im Elternhause war Strackerjan unter dem Einfluß durchaus liberaler Anschauungen groß geworden, die durch das Studium in Sena noch befestigt werden mußten. Verstärkt und in bestimmte Bahnen gelenkt wurden diese Anschauungen durch seine Zugehörigkeit zur Burschenschaft, die zu den Regierungen vielfach in Widerspruch geriet, weil sie sich gegen manches Bestehende auflehnte. Wenn Strackerjan zeitweilig eine führende Rolle, obschon auf kleinem Gebiet, im politischen Leben zufallen sollte, so wurde die notwendige Opposition bei ihm aber sehr bald durch einen Zug zur Ausgleichung gemildert, und die Pietät für Vergangenes und Bestehendes ließ seine Bestrebungen im Gegensatz zu den radikalen Elementen nicht über den Bereich des Möglichen und Erreichbaren hinausgehen.

Wie sehr Ende der dreißiger Jahre die Studenten den Argwohn der Regierungen fühlen mußten, weil die liberalen Ideen bei ihnen überall auf fruchtbaren Boden gefallen waren, beweist u. a. ein Vorfall in Göttingen. Hier wurden drei Studenten, die Weihnachten dorthin auf Besuch gekommen, sofort aufs Amt geladen und ausgewiesen, „da es verdächtig sei, zu dieser Zeit nach Göttingen zu kommen.“ Es hatte sich nämlich dort eine Opposition gegen die früheren studentischen Verhältnisse gebildet. Auch der Berliner Student hatte unter jenem Argwohn zu leiden; wenn er nicht gerade der Sohn eines Ministers war, mußte er sich hüten, mit irgend einer öffentlichen Person in zu nahe Berührung zu kommen. Wegen Mißhandlung eines Postens erhielt in Berlin ein Studierender sechs Monate Festung; dagegen wurde die Klage wegen eines ähnlichen, nur viel schlimmeren Vergehens der Söhne des Ministers v. Mühler an das Universitätsgericht zurückgewiesen, dessen Entscheidungen durchaus nicht immer dem Rechtsgefühl der Studentenschaft entsprachen.

Im Jahre 1840 erlebte Strackerjan in Berlin den Thronwechsel, der zu reichlichen Betrachtungen Anlaß gab. Die Mängel des herrschenden Regierungssystems lagen in den dreißiger und vierziger Jahren klar vor aller Augen, was gerade auf die mitten

in den Ereignissen stehende akademische Jugend einen tiefgehenden Einfluß ausüben mußte. So wenig nun eine zu frühe Kritik der Jugend förderlich sein mag, die damaligen Verhältnisse mußten sie notwendig zu tieferem sittlichen Ernst hinleiten, weil jeder unter ihr sich als ein Glied des Ganzen fühlte, verpflichtet, sich selbst zur höchsten Ausbildung emporzuarbeiten, um der Allgemeinheit einst den größtmöglichen Nutzen bringen zu können.

#### 4. Aus der Kandidatenzeit.

Als Strackerjan im Jahre 1840 die Universität Berlin verließ, war er schon ein in sich fertiger Charakter, dessen Grundanschauungen feststanden, und dem auch die kleinen vervollständigenden Züge nicht fehlten. In den Oldenburger Kreisen erwartete man nicht wenig von seiner künftigen Tätigkeit und auch der Großherzog hatte früher durch eine Beihilfe zum Studium zu erkennen gegeben, daß er sich in Strackerjans Person einen tüchtigen Zuwachs seines Beamtenstandes versprach. Niemand aber erkannte Karls Fähigkeiten und Charaktereigenschaften besser als seine Lieblingschwester Johanne.<sup>1)</sup> Sie wünschte, „daß er sich sein reines und treues Herz so wie bisher bewahren und es allezeit offen darlegen möge.“ Große Gelehrsamkeit dünkte sie für einen Seelenhirten, der seine ihm anvertrauten Menschen veredeln solle, viel weniger notwendig als Charakterbildung, und so erschien ihr der Bruder für seinen zukünftigen Beruf wohl vorbereitet. Am Schluß seiner Universitätszeit empfand Strackerjan selber es mit einiger Befriedigung, daß diese Jahre seinen Blick geweitet und ihn mehr gelehrt hatten, als sein ganzes bisheriges Leben. Nur der Gedanke an das Examen verursachte ihm Unbehagen, da er fürchten mußte, seine Eltern zu enttäuschen. Bei den sehr beschränkten Mitteln mußte er seine Studien mit dem frühesten Zeitpunkte beendigen und

<sup>1)</sup> Verheiratet mit dem Amtmann Rasmus zu Brake.  
Wirminghaus, Aus dem Leben Karl Strackerjans.